

Berufen auf Bismarck?

Von Günter G.A. Marklein

„Heute liegt die politische Vernunft nicht mehr dort, wo die politische Meinung liegt. Es muss ein Zustrom von Intelligenz und Intuition aus nicht offiziellen Kreisen stattfinden, wenn Katastrophen verhütet oder gemildert werden sollen.“

Hermann Hesse

„Die Politik ist keine logische und keine exakte Wissenschaft, sondern sie ist die Fähigkeit, in jedem wechselnden Moment der Situation das am wenigsten Schädliche oder das Zweckmäßigste zu wählen. Es ist mir das nicht immer, aber überwiegend doch in den meisten Fällen gelungen. Man hat von mir gesagt, ich hätte außerordentlich viel Glück gehabt in meiner Politik. Das ist gewiss richtig. Aber ich kann dem Deutschen Reiche nur wünschen, dass es immer Kanzler und Minister haben möge, die Glück haben.“ Dieses sagte Bismarck am 30. Juli 1892 zu einer Abordnung der Universität Jena.

Die Deutschen haben nach Bismarcks erzwungenem Rücktritt zu oft geduldet und tun es noch heute, dass in ihrem Namen schlechte Politik getrieben wurde. Das Recht, auf diesen größten Politiker und Gestalter ihres Landes mit unbeschwertem Stolz zu blicken, haben sie also noch nicht erworben.

„Man muss Bismarck aus seiner Zeit heraus verstehen; er war ein Mann seiner Zeit.“ – Ganz einverstanden, sofern dieser Satz, den man öfter hört, nicht zu seiner Verteidigung vorgetragen wird, sondern zu seinem Ruhme. Wer sich in sein Werk ohne Vorurteile vertieft, wird erkennen, dass Bismarcksche Staatskunst noch durchaus anwendbar wäre. Es erübrigt sich also die Frage: „Brauchen wir denn heute noch einen Bismarck und seine Staatskunst? Ist er nicht vielmehr durch die gewaltigen Umsturzereignisse der letzten hundert Jahre mit zwei Weltkriegen überholt?“

Manchen mögen trotz seiner unerhörten Erfolge viele Anschauungen und Grundsätze veraltet erscheinen. Dem gegenüber sei die Frage erlaubt, wie weit sind wir denn heute mit der neuen Auffassung von Politik und Staatskunst gekommen? Der Politikwissenschaftler von Arnim hat einmal gesagt, wir werden von einer Parteidiktatur regiert.

Es wird niemand bestreiten können, dass wir seit Jahrzehnten eine unklare Gefühls- und Illusions-Politik erleben, egal welcher Couleur die gerade Regierenden waren. Bismarck verdankt aber seine beispiellosen politischen Erfolge nur allein dem Umstande, dass er niemals Politik nach Parteiinteressen, eigenen Wünschen, Gefühlen und Empfindungen getrieben hat, sondern dass er seine Entschlüsse aufgrund und nach sorgfältiger Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse getroffen hat.

Bei seinen Maßnahmen, die er mit einem staatsmännischen Weitblick ohnegleichen traf, gaben nur das staatliche Interesse, aber niemals vage Hoffnungen und Illusionen den Ausschlag.

Es liegt eine tiefe Tragik in der Erkenntnis, die jedem, der tiefer in Bismarcks Geistes- und Gedankenwelt vordringt, erkennbar wird, dass Bismarck mit seinem Weitblick viele traurige Schicksale des deutschen Volkes nicht nur vorausgahnt und vorausbefürchtet, sondern dass er teilweise die Entwicklung klar und deutlich vorausgesagt hat.

Er gab uns Winke und Fingerzeige genug, aber wer hat sich bisher der Mühe unterzogen, bei Bismarcks schier unerschöpflichen Staatskunst Rat zu holen. Wenn man seine gewaltige Hinterlassenschaft betrachtet, wird es wohl kaum einen Gegenstand oder eine Frage des bürgerlichen, staatlichen oder Familienlebens geben, über die sich nicht Bismarck in seiner wundervollen Weise geäußert hat.

Bismarcksche Erfahrung richtig genutzt, kann heute nach über einem Jahrhundert zur Fragestellung führen: Was würde er jetzt tun? Wie würde er sich verhalten? Welche Folgerungen würde er aus seiner Sicht ziehen? Diese Fragestellungen haben seine Zeit überdauert und können, an der richtigen Stelle gestellt, auch heute noch zu fruchtbaren Erkenntnissen führen; - in einer Zeit, von der man zwar sagen kann, dass sich die politischen Umstände, Vorstellungen und Situationen, nicht aber die Mittel und Fähigkeiten zu ihrer Meisterung zum Positiven gewandelt haben.

Erschwerend kommt hinzu, dass am Anfang eines neuen Jahrhunderts kein Staatsmann von Bismarckschem Format in Sicht ist, die regierende Politikerriege nur von Parteiinteressen geleitet, sich von Wahl zu Wahl hangelt und Lobbyisten nach dem Munde redet. Henry Kissinger hat am 13. Juni 1998 als Gast der „Otto von Bismarck Stiftung“ im Sachsenwaldforum folgenden Satz gesagt: „Bismarcks Tragödie war es, dass seine Fähigkeiten die Kraft seines Landes überstiegen, sich diese zu Eigen zu machen; das Vermächtnis Bismarcks war eine einzige Überforderung.“

Und Bismarck hat im März 1893 geäußert: „Es kann ja sein, dass Gott für Deutschland noch eine zweite Zeit des Zerfalles und darauf eine neue Ruhmeszeit vorhat auf einer neuen Basis der Republik – das aber berührt mich nicht mehr.“

Im Glauben an Bismarck lasst uns auf diese Zeit warten.

Denn, was wir zurzeit erleben, die ständige Belastung unserer Staatsbürger und der gesamten Volkswirtschaft, der Hemmschuh der ausufernden Bürokratie, „krebsfüßig an Haupt und Gliedern“ nannte Bismarck sie, führt zum Bankrott der kleinen Handwerker und bäuerlichen Betriebe, während das produzierende Gewerbe, soweit es kann, seine Fabriken in die Billiglohnländer verlegt.

Wie das Bismarck warnend vorausgesagt hat.

Demnach – zurück zu Bismarck? Jawohl! Zurück zu Bismarck! Das heißt aber freilich nicht, vergilbte Rezepte aus der Schublade hervorholen und neu anwenden; vielmehr wie Bismarck, mit dem wechsellvollen Leben Schritt haltend und die Lebensbedingungen und Bedürfnisse des Gemeinwesens rechtzeitig zu erkennen und ihnen wirksam zu begegnen, stets das Wohlergehen des Ganzen im Auge, an Hand der Erfahrung als Politiker mit dem Wohlstand die Macht und mittels der Macht den Wohlstand des Landes fördern. Politik ist Praxis. Das Wesentliche. Das Mögliche. Nicht Lehrsatz, sondern Tat.

Volkes Munde dringt ja nicht mehr bis an die Ohren der Politiker. Losgelöst von der Basis, nur gesteuert von Parteieninteressen, regiert heute im Parlament die Polemik; und wenn der Herr Abgeordnete einmal in die Niederungen seines Wahlkreises hinabsteigt, verkündet er doch nur Worthülsen, die in der Fraktion für ihn vorformuliert wurden.

1885 hören wir vom Reichskanzler: „Es wäre vielleicht nützlich, wenn die Herren, die auf die Gesetzgebung Einfluss hätten, überhaupt auf Revenuen (Einkünfte, d.V.) angewiesen würden, die aus irgendeiner gewerblichen Tätigkeit fließen, damit sie fühlen, wie es ist.“

In der heutigen parlamentarischen Demokratie, mit seinem aufgeblähten Berufsparlament, wäre ein Bismarck gar nicht mehr möglich. Der Bismarck von 1862 - 1890 war für das deutsche Volk ein Glücksfall, aber es war damals schon schwer, die Überlegenheit eines großen Mannes zu ertragen; die Kämpfe im Reichstag zeigten es. Heute ist es fast unmöglich, dass sich Überlegenheit durchsetzt und dass Größe überhaupt wahrgenommen wird. Es werden vor allem keine Bismarcks mehr geboren.

Bismarcks Staatskunst – Die deutsche Einigung

Als nach 1945 unser Volk von einer Katastrophe betroffen wurde, wie es sie in seiner Geschichte noch nicht erlebt hatte, einen Zusammenbruch, der tief hinabreichte in die Urgründe unseres geistigen und sittlichen Daseins, wurden uns die eigene Geschichte, geschichtliche Bildung, Geschichte als „erzieherischer Wert“ fragwürdig.

Berechtigtes Verlangen nach Überprüfung unserer Geschichtsauffassung wurde bald übertönt von dem lauten Ruf nach radikaler Abwertung aller geschichtlichen Überlieferung, nach völligem Umsturz aller geschichtlichen Wertungen.

Auch Gestalt und Werk Otto von Bismarcks wurden einbezogen in die Auseinandersetzung um den Sinn unserer Geschichte, in die leidenschaftliche Diskussion, wo etwa die Ursachen unseres Unglücks zu suchen seien, wann Deutschland den Weg beschritten habe, der zum Unheil unseres Volkes, Europas und der Welt führte.

Das Unheil, welches die Welt im 20. Jahrhundert befallen hatte, kann mit allerhand einfachen Formeln begründet werden. Nicht die schlechteste ist die Feststellung, dass es durch eine allseitige Vernachlässigung und Missdeutung Bismarckscher Politik verursacht wurde. In der Tat allseitig, in allen kriegführenden Lagern. Dieser Vorwurf trifft, da Bismarck ein Deutscher war, vor allem die deutsche Führung, aber die anderen nicht viel weniger, da er doch zugleich auch der bisher letzte europäische Staatsmann war.

Was hat die Sieger verleitet, nach dem 1. Weltkrieg eine unhaltbare Ordnung aufzurichten und im 2. Weltkrieg eine Lage vorzubereiten, die man den „kalten Krieg“ nannte, aber lieber große Furcht hätte nennen sollen.

Bismarck sagte 1871: „Ich halte es nicht für unsere Aufgabe, unseren Nachbarn mehr zu schädigen, als zur Sicherstellung der Ausführung des Friedens für uns absolut notwendig ist, im Gegenteil, ihm zu nützen und ihn in den Stand zu setzen, sich von dem Unglück, welches über das Land gekommen ist, zu erholen, soviel wir ohne Gefährdung eigener Interessen dazu beitragen können.“

Im Zweiten Weltkrieg hat die Propaganda der Westmächte nicht der Versuchung widerstanden, Bismarck als Vorläufer Hitlers oder diesen als den Vollender jenes darzustellen. „Von Bismarck über Wilhelm zu Hitler“ hieß das und mitunter wurde auch noch Friedrich der Große in diese Kette eingereiht. Es ist begreiflich, dass man dieses Schlagwort verwendete, denn es war ungemein zügig. Man meinte einer Kreuzzugstimmung zu bedürfen, und so musste der Gegner nicht nur für den Krieg, der gerade ausgefochten wurde, sondern auch für die früheren, wenn möglich für alle Kriege, allein verantwortlich sein. Mit dieser Umdeutung der Geschichte schenkte man Adolf Hitler eine Ahnengalerie, die ihm nicht gebührte. Es wurde die Wurzel schicksalsschwerer Verirrungen. Wenn die Deutschen für den Ersten Weltkrieg und für einige andere Kriege ebenso verantwortlich waren wie für den Zweiten, dann war der Wunsch, sie als Großmacht mit dauernder Wirkung zu vernichten, gerechtfertigt. Wenn der Hitler-Faschismus nicht ein Bruch mit der deutschen Tradition war, sondern ihre Fortsetzung, so gab es kein anderes, besseres Deutschland, mit dem man sich hätte verständigen können.

Indem die Westmächte Hitler als den Vollender Bismarcks bezeichneten, taten sie nach dem Sieg ihr Möglichstes, um die Umerziehung der Deutschen, die sie auf ihre Fahne geschrieben hatten, zu erschweren. Es gibt nationale Umerziehung überhaupt nur als Besinnung auf eine bessere Vergangenheit. Von den Deutschen hat man verlangt, dass sie sich auf eine fremde Vergangenheit besinnen. Wenn man ihnen ihre eigene Überlieferung verschandelt, haben sie gar keine.

Es gab im Dritten Reich einen Bismarck-Film, aber das war eine Abweichung von der Generallinie. Hitler selbst hat sich kaum jemals auf Bismarck berufen. Es scheint vielmehr, dass ihn der große Schatten dieses Vorgängers beunruhigte. Der Reichsgründer und der Reichsverderber – das ist ihr einziger Zusammenhang.

Aber nicht erst nach 1945 und nach 1918 war Bismarck umstritten; er war es schon zu der Zeit, als er 1862 die Verantwortung als leitender Staatsmann Preußens übernahm. Diese Kritik sollte sich noch steigern bis zu blinder Verkennung und wütendem Hass. Schon zu seinen Lebzeiten, vor allem freilich in der bewegten Periode der Reichsgründung, kennzeichneten ihn seine Gegner als frivolen Zyniker, als bedenkenlosen Anwalt einer

brutalen Macht- und Eroberungspolitik, dem Gewalt vor Recht gehe, oder als grundsatzlosen Revolutionär, als Zerstörer des christlichen Ethos und des christlichen Staates.

Gut gemeinte patriotische Reden haben nicht der Erkenntnis geschichtlicher Wahrheit gedient, zumal wenn sie bestimmte „funkelnde Kraftworte“ Bismarcks und einige seiner Taten in unzulässiger Weise verabsolutierten. „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut“ - wie oft ist dieser Satz zitiert worden, ohne dass man den Einschub beachtete: „Das ist der große Fehler von 1848 gewesen“, den Hinweis auf das geschichtliche Beispiel, aus dem nur die Folgerungen gezogen werden!

Wie oft wurde der eine Satz aus Bismarcks größter parlamentarischer Rede vom 6. Februar 1888 zur Phrase erniedrigt: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“; man vergaß nur die Fortsetzung: „... und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen lässt.“

Für die meisten Deutschen war und ist Bismarck der „Eiserne Kanzler“ oder der „Schmied des Reiches“. Die Denkmäler, die man ihm errichtete, zeigen ihn in martialischer Pose, in Kürassieruniform mit gewaltigen Stiefeln und riesigem Schlepssäbel. Aber Bismarck war gar nicht eisern, eher war er stählern wie eine Degenklinge, federnd und biegsam; vergeblich wehrte er sich mit dem Hinweis auf sein reizbares Nervensystem gegen die Lobredner seiner eisernen Natur. Doch auch der ins Mystisch-Heroische überhöhte Bismarck, wie ihn Hugo Lederers Hamburger Denkmal zeigt, könnte zu Fehlurteilen verleiten.

Will man Bismarck verstehen, seine Größe würdigen, so muss man sein Werk befragen und die Quellen, die uns über seine Staatskunst, seine geistige Welt, seinen Glauben und seine Überzeugungen Auskunft geben. Seine politischen Schriften, seine Reden, Gespräche und Briefe, unter ihnen vor allem die an Braut und Gattin, gehören zu den kostbarsten Schätzen der deutschen Prosaliteratur; in ihnen zeigt sich eine unvergleichliche Meisterschaft sprachlicher und stilistischer Gestaltung, sie offenbaren uns den Spannungsreichtum seiner Natur, die Tiefe und Leidenschaft seines Gemüts.

Schon 1869 hatte Paul Heyse festgestellt, dass Bismarck ein „ernsthafter Konkurrent“ der deutschen Schriftsteller sein würde, wenn er nicht in die Politik gegangen wäre, und Theodor Fontane bestätigt: „Er hat selbst vor Shakespeare die Einfachheit und vollkommenste Anschaulichkeit voraus.“ Seine Sprache ist ausgezeichnet durch Kürze der Sätze, realistische Auffassung, pointierten Ausdruck und bilderreiche Parallelen. Humor, Ironie und Sarkasmus, Schärfe des Verstandes, Fülle der Bilder, die Gabe, Menschen, Landschaften, Situationen scharf zu umreißen und plastisch zu schildern, alles das ist wahrlich der Bewunderung wert und hat selbst den überstrengen Kritiker Bismarcks, Erich Eyck, dessen dreibändige Biographie den Streit um Bismarck nach 1945 erst eigentlich entfesselte, in höchstes Entzücken versetzt. Theodor Schieder hat mit Recht hingewiesen auf den wahrhaft europäischen Horizont dieses Lebens.

Bismarck hat Europa kennen gelernt in fast allen seinen vielgestaltigen Lebens- und Ausdrucksformen: Frankreich und Nordspanien, England und Russland, Dänemark, Schweden und Finnland. Er gehörte der aristokratischen Bildungsschicht dieses alten Europas an und kannte sich aus in seinen Hauptsprachen. Die reiche Überlieferung der europäischen Literatur und Kultur war in ihm lebendig, nicht nur Goethe, Beethoven und Bach, auch Shakespeare, Thomas Moore und Byron bis hin zu Emile Zola, den er im Alter las.

Otto von Bismarck wurde der große Empiriker der Staatskunst, der unerschöpflich war in der Wahl der Mittel, im Finden von Auswegen, Zwischenlösungen und Kompromissen. „Einförmigkeit im Handeln“ war nicht seine Sache; er gab zu, „gleichgültig zu sein gegen konservativ oder revolutionär“. „Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müsste eine lange Stange im Munde halten.“

Es wäre ein Missverständnis, daraus zu schließen, Bismarck sei nur ein Opportunist ohne jede Moral und ohne jeden Rechtssinn gewesen. Tatsächlich entbehrt Bismarcks Staatsanschauung nicht des Allgemein-Verpflichtenden; der Gedanke der „Verantwortung“, einer religiös gebundenen Verantwortlichkeit, war die Grundlage seines staatsmännischen Denkens und Handelns.

Schon in seiner Frankfurter Gesandtenzeit bekannte er, dass der „Staatsmann von höherem Zuschnitt“ nicht auskommen könne ohne „Überzeugungen und Glauben“, und wenn er auch oft Interessenpolitik im Stile eines kühlen Kabinettpolitikers des 18. Jahrhunderts trieb, so begriff er doch auch die „Imponderabilien“, die unwägbaren sittlichen und seelischen Kräfte im Leben der Völker; er warnte vor 1870, sie zu missachten, sie seien oft wichtiger als die „Fragen des materiellen und direkten Interesses.“

Sein Sinn für das Naturhafte, das Werden und Wachsen, der dem Landmann und Jäger eigen ist, seine Fähigkeit zu warten, „während sich die Verhältnisse entwickeln“, verbanden sich bei ihm mit persönlichem Willensdrang und der Gabe, im rechten Augenblick zu handeln. Am tiefsten hat er das Wesen des Staatsmännischen gedeutet in jenem grandiosen Bild: „Man kann nicht selber etwas schaffen, man kann nur abwarten, bis man den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört, dann vorspringen, um den Zipfel seines Mantels zu fassen.“

Bei seinen Überlegungen zur Lösung der deutschen Frage ging Bismarck nicht von einer Parteidoktrin oder einem ideologischen Programm aus, sondern von den Realitäten: den Kraftverhältnissen im Deutschen Bund, den Beziehungen der beiden deutschen Vormächte Österreich und Preußen, den Kombinationen und Wandlungen der großen europäischen Politik. Er zog die Folgerungen aus dem Versagen der deutschen Revolution von 1848/49; er wusste, an welchen Klippen trotz allen idealistischen Bemühens damals die deutsche Reichsgründung gescheitert war.

Hauptfehler der Männer von 1848 sah er darin, dass sie die Widerstandskraft der deutschen Einzelstaaten unterschätzt, die deutsche Frage zu wenig als Machtfrage und als Frage der europäischen Politik bewertet, dass sie die Gegnerschaft der außerdeutschen Großmächte zu gering geachtet hatten. War doch nicht zuletzt aus diesen Gegenwirkungen zu erklären, dass die schleswig-holsteinische Erhebung, die mit der Revolution von 1848/49 unlösbar verknüpft war, in demütigender Niederlage endete.

Als Bismarck sein Ministeramt antrat, war die Aussicht geschwunden, dass die deutsche Frage lediglich durch „moralische Eroberungen“ gelöst werden könnte. Der „Junker“ war nicht durch die Schule des deutschen Nationalgedankens liberaler Färbung gegangen, er hatte als konservativer Parteimann und Parlamentarier, als Gegner der Revolution von 1848 seine politische Laufbahn begonnen. Aus seinen Lehrjahren als preußischer Bundesgesandter nahm er die Erfahrung mit, dass weder auf den Wegen der liberalen noch der konservativen Doktrin eine schöpferische Neugestaltung Deutschlands möglich sei. Preußen musste die Stellung einer unabhängigen Großmacht wiedergewinnen, musste imstande sein, sein Gewicht in die Waagschale der europäischen Politik zu legen, sich die Gleichberechtigung mit Österreich erringen.

Preußische Großmachtpolitik in europäischem Rahmen war sein Ausgangspunkt. Steigerung preußischer Macht war für ihn zugleich die Voraussetzung für eine Reorganisation Deutschlands. Er sprach von der „Verwachsenheit“ Preußens und Deutschlands, die „richtig verstandenen Interessen Preußens“ waren für ihn mit den deutschen Interessen identisch. Nur so konnte Preußen „Kristallisationspunkt“ für einen deutschen Zusammenschluss werden. Dabei waren die preußisch-deutschen Beziehungen stets im Zusammenhang der europäischen Politik zu sehen. Zu den genialsten Schachzügen der Außenpolitik Bismarcks gehört zweifellos, dass es ihm gelang, Russland, noch 1848 erbitterter Gegner der deutschen Einheitsbestrebungen, zu neutralisieren, an ihm Rückendeckung zu gewinnen. Es ist gewiss richtig, dass ihm dabei eine ungewöhnliche Gesamtlage, vor allem die Umgestaltung Europas seit dem Krim-Kriege, zu Hilfe kam.

Die unerschöpfliche Phantasie, mit der er die europäischen Konstellationen auswertete, bald rücksichtslos, bald behutsam, immer in überaus elastischer Taktik, die auch die Beziehungen zu Frankreich, zu England, zu dem jungen Königreich Italien ausnutzte, das alles war nur ihm eigen. Er huldigte nicht der deutschen Parole „alles oder nichts“ und glaubte auch nicht, dass „alles auf einmal“ zu erlangen sei.

Otto Becker hat besonders in seinem Buch „Bismarcks Ringen um Deutschlands Gestaltung“ diese Bismarcksche „Kunst des Nacheinander“ eindrucksvoll dargestellt. Nur stufen- und schrittweise, „in Etappen“, wie Bismarck es gern nannte, war das Ziel zu erreichen. Auch in der deutschen Frage hat Bismarck nicht etwa die kriegerische Auseinandersetzung mit Österreich als einzige Möglichkeit angesehen, um einer deutschen Neugestaltung das Tor zu öffnen. Er bemühte sich um „friedlichen Dualismus“, Teilung der Macht mit Österreich auf der Grundlage gemeinsamer Leitung des Deutschen Bundes, Teilung der politischen und militärischen Führung Deutschlands nach der Mainlinie.

Dem deutsch-dänischen Krieg von 1864 gingen Vermittlungs- und Kompromissversuche mannigfacher Art voraus, und selbst Frankreichs Abneigung gegen die Entstehung eines deutschen Staates in Mitteleuropa suchte er jahrelang durch Angebote enger politischer Zusammenarbeit in Europa zu überwinden und nicht mit Gewalt zu brechen.

Dennoch bedurfte es dreier Kriege, um den deutschen Nationalstaat zu schaffen - eine bitterernste und folgenschwere Tatsache! Die militärischen Erfolge von 1864, 1866 und 1870/71, errungen durch die preußische Armee, im Kriege gegen Frankreich durch die vereinte preußisch-deutsche Wehrkraft, sind nicht zum Letzten der Planung und Lenkung durch das größte strategische Genie der Zeit, Helmuth von Moltke, zu verdanken.

Aber erst der politische Genius eines Bismarck hat verhindert, dass diese Kriege, in denen der jeweilige Gegner isoliert war, zu europäischen Kriegen wurden. Für den Staatsmann war der Krieg nur das Instrument politischen Vollbringens; auch während des Krieges schaute er immer nach Möglichkeiten der Beendigung des Kampfes, der Verhandlung und des Ausgleiches aus. 1866 wie 1870/71 ergaben sich dabei schwere Konflikte mit den militärischen Fachmännern, den „Halbgöttern des Generalstabes“, wie Bismarck sie 1870 spöttisch nannte.

Sein Ziel war selbst im Kriege nie die völlige Niederringung, die totale Vernichtung des Gegners, sondern eine möglichst dauerhafte Friedensordnung, in der auch der Besiegte seinen Platz findet.

Trotzdem wird man zugeben, dass diese Staatskunst zu einer wahrhaft revolutionären Umgestaltung Europas führte. 1864 wurden die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg aus der dänischen Monarchie losgelöst, der dänische Gesamtstaat zerschlagen. Nicht mit Unrecht meinte der nordamerikanische Gesandte in Berlin, George Bancroft, von dem Jahre 1866, es stellte die größte europäische Revolution des Jahrhunderts dar. Österreich wurde zwar im Friedensschluss mit vorbildlich weiser Mäßigung behandelt, aber es schied aus Deutschland aus, ein Ereignis, das von vielen Deutschen ebenso schmerzlich empfunden wurde wie der „Bruderkrieg“ von 1866. Der Deutsche Bund von 1815 gehörte damit der Geschichte an.

Den dritten Krieg, den mit Frankreich, brauchte er nicht mehr. Er akzeptierte die ihm durch Napoleons Leichtfertigkeit dargebotene Gelegenheit, die Reichsgründung zu beschleunigen, aber er hätte die Geduld gehabt, noch länger zu warten. Natürlich musste er auch in diesem Krieg den Sieg anstreben, aber er empfand ihn nicht nur als Beschleunigung, sondern auch als Belastung seines Werkes, weil der Kaiser und die militärischen Fachleute dieses Mal, anders als 1866, seinen Widerstand gegen Annektionen brechen konnten.

Der Augenblick höchsten Triumphes war so zugleich die tragische Wende seines Lebens, und er war sich dessen bewusst. Von dieser Stunde an kämpfte er gegen den Krieg als solchen, auch gegen den, der sicheren Sieg versprach. Er hasste sogar den Krieg zwischen anderen Nationen. Man kann Bismarck von 1871 an bis zu seiner Entlassung im Jahre 1890, ja, bis zu

seinem Tode, nicht zutreffender darstellen denn als eine besorgte Mutter, die die ersten Schritte ihres Kindes behütet und ängstlich darüber wacht, dass es auch nicht von den Steinen getroffen wird, womit die größeren Buben nicht es, sondern einander bewerfen.

Das war der wahre Bismarck. Man hat ihn dämonisch genannt, und er war es vor allem insofern, als er die Dämonen seiner Zeit kannte und ihnen in die Augen sah. Er bändigte sie, mit Furcht im Herzen, und auch seine Furcht hatte immer Stil. Er wusste, sie würden ihn überleben, und von prophetischen Visionen geplagt mahnte er und warnte er bis zum letzten Atemzug.

Der Dämon, mit dem er von Jugend an rang, war der moderne Nationalismus, das Geschöpf der in der Französischen Revolution geborenen „Volkssouveränität“. Natürlich, so sagt man, er war eben ein stockkonservativer Royalist. Aber mit dieser Feststellung ist es nicht getan. Er wäre auch auf die Barrikaden gegangen, wenn er den Revolutionären die Fähigkeit zugetraut hätte, Deutschland unter preußischer Führung zu einigen und diese Schöpfung nachher am Leben zu halten. Die Einigung hätte er ihnen vielleicht noch zugetraut, aber bei der darauffolgenden Aufgabe, das wusste er, würden sie versagen. Sie waren dazu verurteilt, großdeutsch zu sein, „völkisch“ statt staatspolitisch zu fühlen und zu handeln. Hätten die 1848 gewonnen, so wäre, das wissen wir heute, das Unglück des 20. Jahrhunderts schon damals über das deutsche Volk hereingebrochen. Das neue Reich war schon an sich ein Fremdkörper im europäischen Gewebe. Hätte es noch einen Ausdehnungsdrang betätigt, so hätte man ihm schnell den Garaus gemacht.

Drei Monate nach dem Frieden von Frankfurt gestand Bismarck bereits dem französischen Geschäftsträger, es sei absurd gewesen, den Franzosen Metz zu nehmen, und überhaupt ein Fehler, Elsass-Lothringen zu annektieren. Durch sein ganzes übriges Leben, auf dem Gipfel seines Ansehens, als er, gleich Metternich, der „Kutscher Europas“ war, immerfort stand Bismarck im Schatten jenes Fehlers.

„Was sie (die Franzosen) uns nie verzeihen werden, ist unser Sieg.“ Auch das ist wahrscheinlich ein Grund für die viel zitierte Erbfeindschaft, die heute erfreulicherweise einer freundschaftlichen Zusammenarbeit gewichen ist. Bismarcks Bemühen war es, die neu entstandene Großmacht in der Mitte Europas durch ein Geflecht defensiver Bündnisse abzusichern. Das Reich sollte eine Mittlerstellung gewinnen, damit es gewissermaßen zum ruhenden Auflagepunkt eines Gleichgewichtssystems in Europa werden könnte.

Voraussetzung dafür war einmal, dass Deutschland sich territorial für saturiert erklärte und außenpolitisch ein Arrangement mit den anderen Mächten suchte, indem es Selbstbeschränkung übte. Bismarck hat die Grundsätze seiner Friedenspolitik in dem berühmten Kissinger Diktat von 1877 niedergelegt, dessen Kernsatz lautet: „Das Bild, welches mir vorschwebt, ist nicht das irgendeines Ländererwerbs, sondern das einer politischen Gesamtsituation, in welcher alle Mächte außer Frankreich unserer bedürfen und von Koalitionen gegen uns durch ihre Beziehungen zueinander nach Möglichkeit abgehalten werden.“ Dazu zunächst eine Fußnote. Sie bezieht sich auf die zwei Worte „außer Frankreich“. 1860 hatte Bismarck noch in einem Brief an seinen damaligen Mentor Leopold von Gerlach geschrieben, er müsse sich die Möglichkeit eines Zusammengehens auch mit Frankreich trotz aller Bedenken offen halten, „weil man nicht Schach spielen kann, wenn einem 16 Felder von 64 von Hause aus verboten sind“. Jetzt nahm er diese Einschränkung als unvermeidlich hin. Ein furchtbares Hemmnis, wenn man es bedenkt.

Im Übrigen bedeutete Bismarck Politik viel strengen Verzicht, wie es Sebastian Haffner beschreibt. Sie lässt sich in fünf Punkten zusammenfassen:

1. Verzicht auf jede territoriale Vergrößerung in Europa.
2. Im Zusammenhang damit Niederhaltung aller expansionistischen Bestrebungen in Deutschland, insbesondere aller großdeutschen Bestrebungen.
3. Ständige Entmutigung aller Anschlusswünsche der „unerlös-

ten“ Deutschen, die von der Reichsgründung ausgeschlossen geblieben waren, insbesondere der österreichischen und baltischen Deutschen.

4. Strikte Nichtbeteiligung an der überseeischen Kolonialpolitik der übrigen europäischen Mächte. Die sollte im Gegenteil gerade dazu dienen, diese Mächte nach außen, „an die Peripherie“ abzulenken und von Koalitionen gegen die europäische Mitte abzuhalten.
5. Wenn nötig, aktive Verhinderung innereuropäischer Kriege, auch wenn das Deutsche Reich nicht unmittelbar beteiligt oder betroffen war. Das Deutsche Reich sollte „das Bleigewicht am Stehaufmännchen Europa“ sein. Dies in der Erkenntnis, dass europäische Kriege eine innewohnende Tendenz zur Ausbreitung hatten und haben.

Im Ganzen eine äußerst respektable Friedenspolitik und eine, die im nachbismarckschen Deutschen Reich niemals eine Nachfolge gefunden hat. Man kann übrigens nicht sagen, dass sie zu ihrer Zeit in Deutschland populär gewesen wäre. Die „weltpolitische“ Dynamik des wilhelminischen Deutschlands, der Revisionismus der Weimarer Republik und die Eroberungspolitik Hitlers erregten eine ganz andere Begeisterung. Das wirklich Außerordentliche ist nun aber, dass es auch Bismarck selbst bei bestem Willen und größter politischer Kunstfertigkeit nicht gelungen ist, sein Deutsches Reich aus gefährlichen Verstrickungen herauszuhalten. Insofern legt gerade die Geschichte der Bismarckzeit den Gedanken nahe, dass sein Reich von Hause aus eine unglückliche, möglicherweise eine nicht zu rettende Gründung war. Allen Nachfolgern Bismarcks kann man bestimmte vermeidbare Fehler nachweisen. Aber besser als Bismarck nach 1871 konnte man es eigentlich kaum anstellen, wenn man das Deutsche Reich erhalten, konsolidieren und seinen Nachbarn als festen Bestandteil des europäischen Staatensystems annehmbar, ja möglicherweise unentbehrlich machen wollte.

Teil der außenpolitischen Strategie Bismarcks war der Versuch, die Gegensätze zwischen den anderen Mächten - Russland, Großbritannien und Frankreich, Österreich, Italien und dem Osmanischen Reich - zu steuern. In dem Kissinger Diktat wurde das als „politische Gesamtsituation“ definiert. Die Gegensätze zwischen den genannten Staaten sollten erhalten bleiben, um der deutschen Außenpolitik Spielraum zu geben. Andererseits sollten die Gegensätze die Konfliktzonen in der Mitte Europas aussparen, um eine große Auseinandersetzung zu vermeiden, in welche das Deutsche Reich unvermeidlich mit der Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges einbezogen werden könnte. Ein Erfolg dieser Strategie war der Berliner Kongress zum Abschluss der „orientalischen Krise“ der Jahre 1875 bis 1878, bei der es nach Aufständen der Bevölkerung Bosniens und Herzegowinas zum Kriege zwischen Russland und der Türkei gekommen war. Als „ehrlicher Makler“, der noch 1876 auf dem Balkan „für Deutschland kein Interesse“ gesehen hatte, das „die gesunden Knochen eines pommerschen Musketiers wert wäre“, trug Bismarck zum in Berlin gefundenen Frieden bei - hauptsächlich auf Kosten der Türkei. Aber auch Russland, dessen Truppen zum Schluss des russisch-türkischen Krieges vor den Toren Konstantinopels gestanden hatten, musste Federn lassen. Das war in St. Petersburg bei Beginn des Ersten Weltkrieges noch in Erinnerung.

Infolge der Verschlechterung der deutsch-russischen Beziehungen nach dem Berliner Kongress schloss Bismarck mit Österreich-Ungarn 1879 ein geheimes Verteidigungsbündnis, den so genannten Zweibund, der 1882 zum Dreibund mit Italien erweitert wurde. Dieses Defensivbündnis richtete sich gegen einen französischen Angriff auf Deutschland oder Italien. Ein Jahr vorher, 1881, gelang Bismarck der Abschluss eines geheimen Neutralitätsabkommens zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland, den so genannten Drei-Kaiser-Vertrag. Sein Inhalt: Wohlwollende Neutralität im Falle des Angriffs

einer vierten Macht auf einen der Vertragspartner. Der Reichskanzler hat dieses Bündnis, das nur sechs Jahre hielt, „mit großer Mühe und mit etwas künstlichen Argumenten“, wie Sebastian Haffner in seinem zitierten Buche schreibt, zu Stande gebracht. Trotz der tiefen Verstimmung zwischen St. Petersburg und Berlin und der Dauergegnerschaft zwischen Österreichern und Russen konnte Bismarck den Zusammengang der drei Staaten auf der alten monarchischen Solidarität gründen, die zwischen Wilhelm I., Franz Joseph I. und Alexander III. bestand.

Der tiefen Sorge Bismarcks vor feindlichen Koalitionen gegen das Deutsche Reich ist vor allem der Rückversicherungsvertrag entsprungen, der 1887 für drei Jahre zwischen Deutschland und Russland als geheimes Neutralitätsabkommen geschlossen wurde, nachdem der Drei-Kaiser-Vertrag von 1881 wegen erheblicher Spannungen zwischen der Donaumonarchie und dem Zarenreich nicht verlängert werden konnte. Der Rückversicherungsvertrag stand teilweise den deutsch-österreichischen Verträgen direkt entgegen, hielt Deutschland aber den Rücken im Falle eines Krieges mit Frankreich frei. Das Abkommen erkannte ferner die historischen Rechte Russlands auf dem Balkan, insbesondere in Bulgarien, an und gewährte wohlwollende Neutralität, sogar für den Fall einer Eroberung Konstantinopels durch zaristische Truppen. Der Rückversicherungsvertrag wurde von den Nachfolgern Bismarcks nicht verlängert, obwohl auf russischer Seite durchaus Bereitschaft dazu bestand.

Bismarck hat es als Außenpolitiker verstanden, für die Sicherheit des Reiches ein fein gewobenes Bündnisnetz zu schaffen. Seine Politik ist, zumindest was Deutschland angeht, von tiefer Friedensliebe geprägt.

Er hat mit dieser akrobatischen, ja widersprüchlichen Bündnispolitik unbedingt einen Krieg verhindern wollen.

Das wird man ihm zugestehen müssen. Während die deutschen und österreichischen Generalstäbe in den späten 80er Jahren bereits eifrig Präventivkriegspläne gegen Russland bastelten, schrieb er an den Chef des Militärkabinetts: „Unsere Politik hat die Aufgabe, den Krieg, wenn möglich, ganz zu verhüten, und geht das nicht, ihn doch zu verschieben. An einer anderen würde ich nicht mitwirken können.“ Man könnte noch manches Ähnliche, nur für den inneren Dienstgebrauch geschriebene und daher völlig glaubwürdige Bismarckwort aus den späten 80er Jahren zitieren, um nachzuweisen, dass Bismarck wirklich das Interesse seines Deutschen Reiches mit dem Interesse des europäischen Friedens identifizierte. Das hat keiner seiner Nachfolger mit gleicher Entschiedenheit getan, und es entwertet Bismarcks Haltung nicht, dass sie von tiefem Pessimismus getragen war. „Wenn wir nach Gottes Willen im nächsten Krieg unterliegen sollten“, heißt es in einem Brief von 1886 an den Kriegsminister, „so halte ich das für zweifellos, dass unsere siegreichen Gegner jedes Mittel anwenden würden, um zu verhindern, dass wir jemals oder doch im nächsten Menschenalter wieder auf eigene Beine kommen..., nachdem diese Mächte gesehen haben, wie stark ein einiges Deutschland ist. ... Nicht einmal auf das einige Zusammenhalten des jetzigen Reiches würden wir nach einem unglücklichen Feldzuge rechnen können.“ Bismarcks Politik nach der Reichsgründung war die einzige einschränkungslose Friedenspolitik, die das Deutsche Reich in der Zeit seines Bestehens gemacht hat.

Allerdings sollte man nicht verkennen, dass durch die Abkommen auch Sprengstoff für das Ausbrechen des Ersten Weltkrieges gelegt wurde; als z.B. in Nibelungentreue zu Österreich - eine Bindung, die Bismarck 1879, ohne Überschwang und in defensiver Absicht, eingegangen war, 1914 zur Kriegserklärung an Russland und Frankreich führte. Auch die Gründung des deutschen Kolonialreiches 1884/85 auf innenpolitischen Druck betrieben und von außenpolitischen Motiven flankiert - war letztlich gegen englische Interessen gerichtet und ein Grundstein der Weltpolitik Wilhelms II. Bismarck hat gegenüber Kolonialenthusiasten nach 1885 immer wieder betont: „Ihre Karte von Afrika ist ja sehr schön, aber meine Karte von

Afrika liegt in Europa. Hier liegt Russland und hier liegt Frankreich, und wir sind in der Mitte. Das ist meine Karte von Afrika“. Und: „Der Wettlauf um Kolonien und um Weltmacht ist nichts für Deutschland, das können wir uns nicht leisten. Deutschland muss zufrieden sein, wenn es seine innereuropäische Stellung wahren und sichern kann.“

Nur zögernd und geleitet von innereuropäischen Gleichgewichtsüberlegungen gibt er dem Drängen des Kolonialvereins und der Gesellschaft für deutsche Kolonisation (Carl Peters) nach: In den Jahren 1884/85 werden Teile Südwestafrikas, Kamerun, Togo, einige Südseeinseln und ein Gebiet in Ostafrika Kolonien.

Was blieb!

Bismarcks Nachwirkung ist nicht mit wenigen Strichen zu fassen, so wenig wie seine ganze problematische, widerspruchsvolle, überwältigend reiche Natur. So wie seine leise Stimme dem Anblick des mächtigen Baues der Glieder ebenso widersprach wie seine Weinkrämpfe und sein Nervenzucken und seine ewigen Gesichtsschmerzen, so stoßen wir immer wieder auf Widersprüche, wenn wir unser Auge über seinen staatlichen Bau schweifen lassen.

„Der Landwehrleutnant“, wie ihn zu Beginn seiner politischen Laufbahn sein späterer königlicher Herr spöttisch nannte, hat mehr für das Unheil getan, das Militarisation unserer Volksseele bedeutete, als Moltke oder Roon. Dass die Deutschen von Natur aus Militaristen seien, ist eine jener Legenden, die an Wert nichts dadurch gewinnen, dass sie unausrottbar sind.

Die Zeitgenossen Friedrichs des Großen sahen den Soldatenstand als unehrenhaft an, und viele der bürgerlichen Zeitgenossen Scharnhorsts waren empört über die Zumutung der allgemeinen Wehrpflicht. Aber dann hatte man den Ruhm der Befreiungskriege genossen, und nun war der Glanz von Königgrätz und Sedan hinzugekommen, nun vermischten sich in den Augen der Deutschen nationale Freiheit und nationale Größe untrennbar mit Schlachtensieg und Uniform und flatternden Fahnen.

Moltke sah mit Schrecken, wie die Bewunderung des Militärischen andere geistige Güter zu verdrängen begann. Der Krieg wurde poetisiert, seine raue und hässliche Wirklichkeit wurde für Millionen von Menschen durch den romantischen Schimmer verklärt, der die Erinnerung an das Sterben und die Wunden und den Schmutz verdrängte.

Und das Schlimmste war, dass der überwältigenden Mehrheit der Deutschen der Krieg nicht nur als die letzte und äußerste Möglichkeit der Politik erschien, sondern dass man in ihm eine sittliche und erhebende Kraft feststellte, dass man in ihm eine Art höherer Form menschliche Betätigung sah.

An dem 22. September 1862, an dem Otto von Bismarck Ministerpräsident des Königs von Preußen wurde, dachten viele Deutsche noch anders. Ansätze zur Militarisation zeigten sich freilich genug; die Fahnen von Leuthen und Leipzig hatten nicht umsonst geflattert. Aber die bleibenden Züge der Überschätzung des Militärischen erhielt das deutsche Volk erst in den Jahrzehnten der Bismarckschen Politik.

Dieses Verhängnis war nur möglich infolge eines furchtbaren Missverständnisses. Inmitten einer sich schnell militarisierenden Zeit blieben zwei Männer von diesem gefährlichen Einfluss verschont: Der Sieger von Sedan, der größte Feldherr seiner Zeit, und der Staatsmann, der den Sieg möglich gemacht hatte.

Bismarck liebte den Krieg nicht und er verherrlichte ihn nie, er hielt ihn auch nicht für ein Stahlbad, und wenn er konnte, vermied er ihn. Wie man um des Sieges Willen siegen wollte, hatte er nie verstanden. Die Staatsräson hielt ihn vor mutwilligen Kriegen zurück, aber auch die religiöse Überzeugung, dass man nicht Vorsehung spielen dürfe, und schließlich die peinvolle Erinnerung an die Leiden der Menschen. Hier zeigte dieser harte Willensmensch weiche Züge.

Aber von Neuem scheint es dem nachdenklichen Auge des Nachlebenden, als sei auch das Genie der Gefangene seiner eigenen Taten, als löse sich das Werk auf geheimnisvolle Weise von seinem Schöpfer und wirke ihm entgegen. Bismarck kam zur Macht, indem er dem König half, die Sonderstellung des Heeres in Preußen zu bekräftigen. Er selber dachte nie daran, das Heer deshalb zum Herrn der preußischen Geschicke zu machen.

Aber als er tot war, wichen Herrscher und Minister vor den Wünschen der Generale zurück, erschlaffte ihr staatsmännischer Wille vor den Belehrungen durch die Fachleute des Kriegshandwerks. Wieder war es Bismarcks Werk, dass es so kam, aber wieder war es der missverstandene Bismarck, der hier fortwirkte.

Er hat sich dem Urteil der Generale nur gebeugt, wenn sie ihn wirklich zu überzeugen vermochten; deshalb hatte er so oft bitteren Streit mit den „Halbgöttern“ vom Generalstab; deshalb mischte sich seine politische Ungeduld in militärische Fachfragen, wie bei der Beschießung von Paris; aber deshalb gestattete er niemals den Generalen eine ähnliche Einmischung in sein Handwerk; deshalb wies er sie zurück, wenn sie ihn zum Präventivkrieg treiben wollten; deshalb bestimmte er den Zeitpunkt der Heeresvermehrungen nach der politischen Lage.

Der missverstandene Bismarck hat unsere jüngste Geschichte nicht weniger beherrscht als der wirkliche. Am schlimmsten haben ihn die missverstanden, die vorgaben, ihn zu bewundern, und die doch keinen Hauch seines Geistes verspürten. Freilich, manchmal forderte er Missverständnis heraus: Bismarck im Kürassierhelm, so wollte er gern gesehen werden. Aber ein tiefer schürfender Blick hätte bemerken müssen, dass er nicht so war, dass er zum Mindesten nicht nur so war. Die ihm Denkmäler mit Kürassierhelm setzten, verkannten sein eigentliches Wesen.

Er war ein Nervenmensch, ein Mann des Taktes, des Geistes, des geistreichen Plauderns, und seine großartigsten Erfolge verdankt er der geschmeidigsten Diplomatie, die unsere jüngste Geschichte kennt. Vielleicht wäre Bismarck auch ein großer Feldherr geworden, wenn er das Handwerk erlernt hätte. Aber am meisten denkt man bei ihm immer an Künstler, mehr an Shakespeare und Schiller als an Moltke oder an Ludendorff. Künstlerschaft bewies er schon bei der Sprache, der nach Goethe bildkräftigsten, funkelndsten, zauberreichsten Sprache dieses Jahrhunderts. Aber am meisten Künstler war er in der Diplomatie.

Es war die Vereinigung von friderizianischem Wirklichkeitssinn und tiefem Verantwortungsgefühl vor den Völkern, die ihn in den größten Augenblicken seines Handelns dazu führte, Maß zu halten. Immer mehr schälte sich die Bedeutung dieser Fähigkeit aus dem verwelkenden Lorbeer des Siegers dreier Kriege heraus.

Mit aller politischen Leidenschaft und allem Kampfeswillen und aller Kraft politischer Verzauberung der Menschen war er doch ein Mann des nüchternen Wirklichkeitsblickes. Er spottete über große Worte, hinter denen kein klarer Wille stand; er hasste den Nebel; nie hätte er es erlaubt, dass die deutsche Politik zwei Dinge erstrebte, von denen das eine das andere ausschloss.

Bismarcks hellen Wirklichkeitsblick setzt man gern in Gegensatz zu der idealistischen Seite des deutschen Volkscharakters, und man macht Bismarck dafür verantwortlich, dass dieser Idealismus geschwunden sei. Aber Realismus und Idealismus sind keine Gegensätze, nicht einmal in der Philosophie und erst recht nicht in der staatlichen Wirklichkeit.

Auch Bismarck griff nach den Sternen der Ideale, Preußenehre, Vaterlandsliebe, Stolz und Mut glühten in seiner Brust. Am tiefsten lebte die Religiosität in ihm, wenn sie auch in verschiedenen Lebensaltern dem Grade nach verschieden war. Dass sich unbändiger Ehrgeiz und leidenschaftlicher Machttrieb dazugesellten, wer wollte das leugnen? Aber wo ist auch die große staatsmännische Leistung, in der nicht der schöpferische Funke des Ehrgeizes zu erkennen wäre?

Wer aber noch heute die Überspannung des Machttriebes bei Bismarck beklagt, dem darf das nur erlaubt sein, wenn er gleichzeitig bedauert, dass die deutsche Sozialdemokratie so wenig

von seinem Machttrieb in sich getragen habe. Sie hätte ihn brauchen können in der Zeit von 1917 bis 1933.

Vielleicht käme man Bismarcks politischem Wesen am nächsten, wenn man nach seinem Verhältnis zur Macht fragte. Nach dem Zeugnis Heinrich Weinstocks laufen die Deutschen immer Gefahr, die Macht zu verherrlichen oder zu verdammten. Ihr größter Staatsmann fand die rechte Mitte. Nur so darf man Realpolitik betreiben, nämlich „grenz-, ja schuldbewusst“. Er überschritt gelegentlich die Grenzen, die dem Machtbewusstsein auch des großen Handelnden gesetzt sind. In seinen stärksten Augenblicken aber gelang ihm die Verschmelzung von Machtinstinkt und sittlicher Verantwortung.

Bei dem Zusammenbruch der Trümmer des Bismarck-Reiches 1945 erhoben sich viele Stimmen in Deutschland, die hemmungslos den Reichsgründer anklagten, die ihn beschuldigten, der Urheber alles Bösen zu sein. Wenn nicht alles trügt, beginnt wieder besonnene Betrachtung an die Stelle der Verfemung zu treten. Aus dem Schutt steigt wieder das ehernen Standbild empor, nicht unversehrt, sondern mit Zügen, die viele von uns früher nicht an ihm bemerkt haben, denen auch das Erschreckende nicht fehlt, im Ganzen aber auch doch wieder von der alten, unbezwinglichen Gewalt, „riesig, nur sich selber gleich“.

Langsam begreifen wir wieder, was es zu bedeuten hat, dass die Deutschen wieder in einem Staat zusammen wohnen können, nach innen und nach außen frei. Und wenn die Ruhmeshalle der Deutschen einmal gebaut werden sollte, wird auch Bismarck darin seinen Platz haben.

Literatur:

Bismarck selbst, Robert Ingrim, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1950

Bismarck und das Deutsche Reich, Erich Eyck, Wilhelm Heyne Verlag, München, 1976

Gedanken und Erinnerungen, Otto Fürst von Bismarck, Bd. I u. II
Verlag der J.G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart, 1898

Die politischen Reden des Fürsten Bismarck, Historisch-kritische Gesamtausgabe, besorgt von Horst Kohl, Bd. I – XII, Verlag der J.G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart, 1892

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, herausgegeben vom Fürsten Herbert von Bismarck, J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart, 1900

Von Bismarck zu Hitler, Sebastian Haffner, Knauer Verlag, 1989

Bismarck und der Staat, Ausgewählte Dokumente, eingeleitet von Hans Rothfels
Wissenschaftliche Buchgemeinschaft Darmstadt 1953

Otto von Bismarck, Was würde „Er“ dazu sagen?, Die heutige Politik im Spiegel Bismarckscher Zitate, Günter G. A. Marklein, Isensee Verlag Oldenburg 2005

Lassen Sie mich noch ein paar Worte anfügen!

Symbole sagen oft mehr als Begriffe, und das Symbol des Bismarck-Reiches war der Sedantag, der an die Kapitulation der französischen Armee bei Sedan samt Kaiser Napoleon vor der preußisch-deutschen im Jahr 1870 erinnerte. Sebastian Haffner hat in einer schönen Betrachtung noch aus eigenem Erleben diesen Tag, diesen Symboltag des Bismarck-Reiches, folgendermaßen beschrieben: „Der Sedantag war ein rundes halbes Jahrhundert lang der deutsche Nationalfeiertag mit Paraden, Beflaggung, Schulfestern, patriotischen Reden und allgemeinen Hochgefühlen. Und zwar war es, muss man wahrheitsgemäß und mit einiger Beschämung sagen, der einzige wirkliche effektive Nationalfeiertag, den die Deutschen gehabt haben. Was nachher an seine Stelle trat, der 11. August, Verfassungstag der Weimarer Republik, der 1. Mai der Nazis, der 17. Juni der Bundesrepublik, das war alles nichts Rechtes mehr: Halt ein freier Tag und ein paar Weihstunden, Aufmärsche und Reden, die keinen sonderlich interessierten. Aber der 2. September, der Sedantag, mein Gott, da war noch wirklich was los! Das war eine Stimmung – ich finde für die heutige Zeit keinen anderen Vergleich -, als ob die deutsche Nationalmannschaft die Fußballweltmeisterschaft gewonnen hätte, und zwar jedes Jahr aufs Neue.“

Der letzte Satz sagt über die Gegenwart mindestens ebenso viel aus wie über das Bismarck-Reich, wobei hinzuzufügen ist, dass für die alte Bundesrepublik diese Gegenwart ja schon 1954 mit dem „Wunder von Bern“ begann. Da hatten wir plötzlich wieder das Gefühl: Wir sind wer. Ein Historiker hat einmal über die alte Bundesrepublik gesagt: „WM und Goldmedaillen sind der Kern unseres Nationalbewusstseins.“ Und wenn Bayern München wieder einmal deutscher Meister wird oder unsere Nationalmannschaft Europameister oder demnächst, hoffentlich einmal wieder Weltmeister: Ja, das gibt wirklich Anlass zum Jubeln, zu lokalen und nationalen Hochgefühlen, wie einst bei Sedan. Aber ob das auch für die politische Wirklichkeit taugt, ist eine ganz andere Frage.

Seit nunmehr gut drei Jahrzehnten leben wir in unserem zweiten Nationalstaat. Wenn ich noch etwas von ihm spreche, dann wende ich mich keineswegs von Bismarck ab, ganz im Gegenteil: Gerade weil wir jetzt einen zweiten, neuen Nationalstaat haben, rückt Bismarck uns näher, wird es wichtig für uns, sich mit ihm zu beschäftigen und zu fragen: Was war denn? Wie ist das mit dem ersten gegangen? Was müssen wir tun, damit es besser mit dem zweiten gehen wird? Das Vermächtnis oder Verhängnis der Geschichte müssen wir erkunden, um zur Zukunft zu finden.

Viele deutsche Schriftsteller, wie z.B. auch Günter Grass oder Stefan Heym, ängstigten sich vor der Wiederkehr des Nationalstaates. Manche sahen schon die alte Großmannssucht heraufziehen, wenn sie nicht gar schon den Marschtritt der Eroberer hören, der ringsum Schrecken verbreitet. Ich verstehe diese Ängste, aber ich teile sie nicht. Vieles unterscheidet uns vom Vergangenen. Ich will nur eins nennen: Die Faszination des Militärischen, die im Bismarck-Staat und im Kaiserreich so groß war, der Glanz der Uniformen, ist wohl für immer dahin. Wir sind eine durch und durch zivile Nation geworden. So gesehen hat die Begeisterung für Fußball statt für Sedan vielleicht auch ihre guten Seiten.

Allerdings haben wir ein Problem, anders als den Polen, Franzosen oder Niederländern fehlt uns eine feste Begründung in der Geschichte. Wir wissen nicht so recht, was unsere Identität ausmacht.

So kam in der Bundesrepublik Deutschland die Abkehr von der Geschichte auch durch Verunsicherung und Umerziehung zustande. Wenn der verordnete Geschichtsunterricht nach

1945 in Bezug auf die deutsche Geschichte fast zu einem Gruselkabinett des Verbrechens und Versagens von Martin Luther, über Friedrich den Großen zu Bismarck und Hitler herabgewürdigt wurde, so nahm es nicht wunder, dass eine sehr große Zahl von Jugendlichen sich ganz von der eigenen Geschichte abwandte.

Noch die alte Bundesrepublik und die DDR sind ja gegründet worden und aufgewachsen im Zeichen ihrer Feindbilder. Hier das Schreckbild Kommunismus, auf der anderen Seite der imperialistische Klassenfeind. Mit der Wiedervereinigung – das ist jetzt unser Problem – sind diese alten Feindbilder zerborsten. Genscher hat einmal ungewohnt witzig gesagt: „Wir sind jetzt von Freunden umzingelt.“ Womöglich hängt der Stimmungsumschwung von der anfänglichen Euphorie der Wiedervereinigung zu den Depressionen und Schuldzuweisungen auch damit zusammen. Wir brauchen Ersatz, die „Ossis“ und die „Wessis“, die Asylanten und die Fremden überhaupt. Manchmal, um es sarkastisch auszudrücken, scheint es fast, als klaube jeder aus den Trümmern der geborstenen Berliner Mauer sein rettendes Stück und trage es spazieren. Rette den Feind, wer kann, jeder den seinen!

Ist also der deutsche Nationalstaat ein hoffnungsloser Fall? Müssen wir immer wieder in die Freund-Feind-Verhältnisse zurückfallen? Nein, ich denke nicht. Ich erinnere an die Bedeutung des Ursprungs eines Staates und vergleiche den Sedantag jetzt einmal probeweise mit dem 9. November 1989, dem Tag oder der Nacht, als die Mauer fiel. Dieses Ereignis war die direkte Folge einer von Woche zu Woche anschwellenden Bürgerbewegung, die mit ihrer Zivilcourage einen perfekt durchorganisierten Obrigkeitsstaat, den hoffentlich letzten auf deutschem Boden, zum Einsturz brachte. Diese Bewegung bildete den Ausgangspunkt für die Wiedervereinigung, für unsere Heimkehr zur Nation. Bis dahin – denken Sie an 1848 zurück – war die Geschichte der Freiheit in Deutschland immer wieder die ihrer Niederlagen gewesen. Jetzt endlich ist es eine Erfolgsgeschichte. Dies ist unser Gründungsakt, unsere politische Mündigkeitserklärung. Dies müssten wir nur in seiner Bedeutung, in seiner Wichtigkeit begreifen. Die Dichter und Denker sollten, statt zu maulen, davon singen und sagen. Skeptiker sagen da natürlich: „Waren denn alle Deutschen beteiligt, oder auch nur eine Mehrheit der Leute in der DDR?“ Nein, natürlich nicht. Aber ist das so wichtig? Waren etwa alle Franzosen seinerzeit am Bastillesturm beteiligt? Oder fanden den alle Franzosen toll? Dennoch ist er mit Recht zum Symbol und sein Jahrestag zum Nationalfeiertag geworden.

Erlauben Sie mir, dass ich die Bosheit noch einen Augenblick fortsetze: Ich frage mich umso dringender, warum wir eigentlich – fast unwidersprochen – den 3. Oktober zum neuen Nationalfeiertag gemacht haben. Was symbolisiert er eigentlich? Dass ein Bundesinnenminister und ein Staatssekretär samt ihren Expertenstäben mit der Arbeit fertig waren und dann die Parlamente diesen Einigungsvertrag ratifiziert haben, und sei es bei kaum überschaubaren Problemen und unter hohem Zeitdruck noch so ehrenwert? Ich denke, wenig oder nichts von der Zivilcourage, die ein Regime zum Einsturz brachten, lässt sich mit dem 3. Oktober verbinden.

Anders wäre es mit dem Mauerfall am 9. November: Dieser Tag hat wirklich die Herzen bewegt wie einst der 2. September, und ich denke, er tut es noch immer, wer sich nur die alten Filmdokumente anschaut. Dieser Tag hätte darum, wie der französische Sturm auf die Bastille, zum Symbol dafür getaugt, dass in Deutschland etwas Neues begann. Wenn man so etwas sagt, bekommt man immer zu hören, der Tag sei doch vorbelastet. Es ist wahr, es ist ein seltsames Schicksalsdatum unserer neuen Geschichte. Mit dem 9. November 1918 endete eine Epoche, die Republik wurde ausgerufen, und nur zu bald wurde daraus das „Novemberverbrechen“. Hitler, der sich auf Symbole verstand, hat sich zum Erlöser aus diesem Verbrechen stilisiert. Schon sein Münchner Bierkellerputsch 1923 war bewusst auf dieses Datum hin angelegt. Später hat man alljährlich den „Marsch auf die Feldherrenhalle“ in düsterem Todespomp nachinszeniert. In der Novemberprogromnacht von 1938 brannten die Synagogen, als Feuerzeichen eines Wahns, der das eingebildete Verbrechen durch das wirkliche tilgen sollte. Aber was spricht eigentlich dagegen, frage ich mich, dass sich zur

Freude über das in Deutschland endlich Gelungene eine Nachdenklichkeit mischt, ein Blick zurück in die Abgründe? Umso deutlicher könnten wir im Kontrast doch erkennen, was wir jetzt gewonnen haben und was es wert ist, bewahrt und verteidigt zu werden als das Fundament unseres nun neuen zweiten deutschen Nationalstaates.

Erlauben Sie mir, dass ich am Ende noch einmal auf den Ausgangspunkt zurückkehre und noch etwas von Bismarck erzähle. Nach seinem Rücktritt und noch mehr nach dem Tode seiner Frau 1894 war dieser alte Mann sehr einsam und fühlte sich zunehmend fremd unter den Menschen. Aber er fand Gefährten, die er liebte, nämlich Bäume. Einen Baumnarren hat er sich selbst genannt und behauptet: „Bäume sind Ahnen“. Bezeichnend ist sein Ausbruch gegen seinen Nachfolger, General von Caprivi, der im Garten des Reichskanzleramtes in Berlin alte Bäume fällen ließ, um mehr Licht zu haben. Er schreibt dann: „Ich würde Herrn von Caprivi manche politische Meinungsverschiedenheiten“ – die waren weiß Gott bitter – „eher nachsehen als die ruchlose Zerstörung uralter Bäume.“ Die Bäume beruhigten Bismarck. Denn je älter er wurde, desto mehr wurde er von Ängsten geplagt. Er ahnte etwas von dem künftigen deutschen Verhängnis. Dies ehrt ihn, und es unterscheidet ihn von all den Hurraschreibern und Denkmalserbauern, die sich später unkritisch auf ihn beriefen. Die Bäume aber, so glaubt der Reichsgründer, überdauern menschliches Tun. Sie haben einen längeren Atem als wir.

Um nochmals auf die Vereinsamung zurückzukommen: Sie ist wohl der Preis, der für jeden einzigartigen Aufstieg und die Fülle der Macht bezahlt werden muss. Mit Bismarcks eigenen Worten: „Die alten Freunde sterben oder werden zu Feinden, und neue erwirbt man nicht mehr.“ Was bleibt aber dann? Vielleicht nur dies: Auf einer Bank sitzen, die Hände auf den Spazierstock und das Kinn auf die Hände gestützt, um Zwiesprache mit denen zu halten, die geduldig zuhören. „Ich habe mir mit den Bäumen mehr zu sagen als mit Menschen“, hat der alte Bismarck bekannt.

Günter G.A. Marklein